Diogenes

Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten.
Die Verwendung der Texte und Bilder, auch
auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages
urheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung
oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Dick & Felix Francis

Verwettet

Roman
Aus dem Englischen von
Malte Krutzsch

Diogenes

Die Originalausgabe
erschien 2009 bei Michael Joseph, London,
unter dem Titel ›Even Money‹
Copyright © 2009 by Dick Francis
Umschlagfoto: Copyright © Barry Lewis/
Corbis/Specter

*Der Übersetzer dankt
Herrn David Conolly-Smith, München,
für seine Erklärungen zum englischen
und deutschen Wettsystem*

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2011
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
100/11/52/1
ISBN 978 3 257 06775 0

Für unsere
Enkelsöhne bzw. Söhne

MATTHEW
anlässlich seiner Heirat mit Anna

und

WILLIAM
zum Abschluss der
Königlichen Militärakademie Sandhurst

voller Stolz auf sie beide

mit Dank an

NICK BENNETT
Buchmacherassistent

MALCOLM PALMER
Coral Bookmakers

und den

Hanging Rock Racing Club
Victoria, Australien

1

Ich versank noch tiefer in meiner Depression, als das begeisterte Publikum in Ascot den nächsten haushohen Favoriten ins Ziel jubelte. Na gut, eine klinische Depression war es nicht – damit kannte ich mich aus –, aber aufs Gemüt schlug es mir trotzdem.

Wieder einmal fragte ich mich, was ich hier sollte. Eigentlich war ich noch nie gern nach Ascot gekommen, schon gar nicht an diesen fünf Tagen im Juni. Meistens war es viel zu heiß, um im Cutaway herumzustehen, oder es regnete, und ich wurde klatschnass. Mir waren meine üblichen Reviere lieber, die kleineren Rennbahnen der Midlands, wo es lockerer zuging. Aber mein Großvater, der Gründer des Familienunternehmens, hatte immer groß damit geworben, dass wir in Royal Ascot standen. Seiner Meinung nach verlieh uns das ein gewisses Ansehen, und danach hatte er schon immer gestrebt.

Wir waren Buchmacher. Parias der Rennwelt. Bei allen unbeliebt, von vielen regelrecht gehasst, auch von einer Menge Leuten, deren Lebensunterhalt vom Wetten abhing. Ich hatte im Lauf der Jahre festgestellt, dass meine Kunden niemals meine Freunde waren. Zwischen Anlegern und ihren Maklern konnte durchaus eine nicht nur geschäftliche Beziehung entstehen, aber Wetter wollten nie privat mit ihren Buchma-

chern zu tun haben. Die meisten meiner Stammkunden wussten nicht mal, wie ich hieß, und es interessierte sie auch nicht. Nun gut, ich kannte ihre Namen meistens auch nicht. Wir waren einfach Partner in einem Geschäft, bei dem einer den andern ruinieren wollte. Eine solche Situation ist vermutlich nicht dazu angetan, gegenseitigen Respekt zu wecken.

»Zwanni auf die Sieben«, sagte ein schlanker junger Zylinderträger und hielt mir einen Geldschein hin. Ich schaute auf unserer Anzeige nach der Quote für Pferd Nummer sieben.

»Zwanzig Sieg auf die Sieben, elf zu zwo.« Damit steckte ich seinen Schein zu dem Bündel in meiner Linken.

Ein kleiner Drucker vor mir surrte und spie ein Ticket aus, das ich dem Mann reichte. Er schnappte es sich und verschwand rasch im Gedränge, als wollte er nicht beim Fraternisieren mit dem Feind gesehen werden. Statt seiner stand gleich darauf ein beleibter kleiner Herr vor mir, dessen farbenfrohe Weste einen aussichtslosen Kampf gegen seinen umfangreichen Bauch führte. Er gehörte zu meinen Royal-Ascot-Stammkunden. Ich kannte ihn lediglich als AJ und hatte keine Ahnung, wofür die Initialen standen.

»Hundert Sieg auf Silverstone«, keuchte er und hielt mir die gefalteten Scheine mit seinen Wurstfingern hin.

»Hundert auf die Zwo zu pari.« Ich nahm sein Geld und zählte nach. Wie durch Zauberei kam der nächste Wettschein aus dem kleinen Drucker, und ich händigte ihn aus. »Viel Glück, AJ«, sagte ich, ohne es ihm wirklich zu wünschen.

»Hm?«, machte er etwas überrascht.

»Viel Glück«, wiederholte ich.

»Danke«, schnaufte er und ging.

In der guten alten Zeit, als die Buchmacherei noch eher eine Kunst als eine Wissenschaft war, trug ein Assistent jede abgeschlossene Wette in »das Buch« ein. Heutzutage wurde wie in vielen anderen Bereichen alles auf dem Computer festgehalten, und die Wettscheine wurden ausgedruckt.

Der Computer registrierte nicht nur sämtliche Wetten, die wir annahmen, sondern rechnete auch laufend unsere Gewinne und Verluste für jedes mögliche Rennergebnis durch. Vorbei die Zeiten, als noch das Bauchgefühl des Buchmachers darüber entschied, wann und wie die Quoten auf der schicken elektronischen Anzeigetafel geändert wurden. Jetzt entschied der Computer. Buch gemacht wurde nicht mehr nach Gefühl, sondern nach Bruchteilen.

Als ich bei meinem Großvater anfing, war ich sein »Springer« gewesen. Das hieß, wenn er hohe Wetten auf ein Pferd angenommen hatte, musste ich mit seinem Geld bei anderen Buchmachern auf ebendieses Pferd setzen, um das Risiko für ihn zu verringern. Wurde das Pferd geschlagen, verdiente er dann zwar weniger, wenn es aber siegte, verlor er nicht so viel. Auch das erledigte jetzt der Computer, indem er an den Internetbörsen Wetten anlegte und abwarf, sogar noch während des Rennens. Der Spaß und das Abenteuer waren dabei auf der Strecke geblieben.

Wie das Handy den Zeichengeber des Buchmachers überflüssig gemacht hatte, so starben jetzt langsam die Buchmacher aus, die sich etwas auf ihr Gespür zugute hielten. Und ich war mir keineswegs sicher, ob das gut für die Wetter und für den Rennsport war.

»Zwanzig Pfund, Pferd zwo«, wagte der nächste Kunde den Sprung.

»Zwanzig auf die Zwo zu pari«, wiederholte ich, weniger für den Mann vor mir als für meinen Assistenten Luca Mandini, damit er die Wette in seinen Computer eingab.

Luca war mein Magier, der Internet-Zampano mit dem messerscharfen Rechnerhirn, der hinter mir stand. Seine Finger glitten über die Tastatur, und schon sprang der Wettschein aus dem Drucker.

Ohne Luca hätte ich inzwischen bestimmt aufgegeben, mich zermürben lassen von den gnadenlosen Raubrittermethoden der großen Wettbüros, die alles daransetzten, die unabhängigen kleinen Buchmacher um ihren Gewinn zu bringen. Es war das Gleiche wie im Lebensmittelhandel, wo die großen Supermärkte den kleinen Einzelhändlern das Wasser abgruben. Sie machten das nicht unbedingt mit Absicht; ihnen ging es nur immer darum, Zahlen zu schreiben, die eine gesichtslose Riege von Aktionären zufriedenstellten. Meine Firma gehörte mir allein, und ich spürte den Druck nur zu deutlich.

Tag für Tag befürchtete ich, Luca könnte von einem anderen Buchmacher weggelockt werden, von einer der großen Firmen vielleicht, die in ihrer Gier nach mehr Anteilen am Wettmarkt nichts unversucht ließen, um Leute wie mich aus dem Geschäft zu drängen.

Ich nahm den Schein aus dem Drucker und gab ihn dem Mann, der geduldig vor mir stand.

»Sind Sie Teddy Talbot?«, fragte er.

»Und wer möchte das wissen?«, fragte ich zurück, während ich nach dem nächsten Kunden Ausschau hielt.

»Ich kenne Ihren Großvater«, sagte der Mann, ohne auf meine Frage zu antworten.

Mein Großvater hieß tatsächlich Teddy Talbot, und sein Name prangte immer noch über der Quotenanzeige neben mir. Genau genommen stand da TRUST TEDDY TALBOT, als könnte der um Vertrauen werbende Zusatz die Wettlustigen animieren, zu uns zu kommen statt zu unserem Nebenmann zu gehen.

»Mein Großvater ist tot«, sagte ich, während ich immer noch an ihm vorbeischaute und hoffte, er würde verschwinden. Er war schlecht fürs Geschäft.

»Oh«, sagte er. »Wann ist er denn gestorben?«

Ich sah von der Warte eines dreißig Zentimeter hohen Metallpodests auf ihn hinunter. Er hatte graue Haare, war Ende fünfzig oder Anfang sechzig und trug einen cremefarbenen Leinenanzug über einem hellblauen Hemd mit offenem Kragen. Ich beneidete ihn um die luftige Kleidung. »Hören Sie«, sagte ich. »Ich habe zu tun. Wenn Sie sich unterhalten möchten, kommen Sie bitte später noch mal – nach dem letzten Rennen. Und jetzt gehen Sie bitte zur Seite.«

»Oh«, sagte er erneut. »Entschuldigung.«

Er zog sich zurück, aber nur ein Stück weit, dann blieb er stehen und beobachtete mich. Das war mir ziemlich unangenehm.

»Die Waage ist geschlossen«, verkündete jemand über die Lautsprecher.

Eine Dame mit Strohhut kam herbei und hielt mir einen Wettschein hin. Oben quer stand, wie auf all unseren Wettscheinen, TRUST TEDDY TALBOT. Es war ein Siegticket aus dem letzten Rennen, das erste von viel zu vielen. Heutzutage muss der mögliche Wettgewinn auf dem Schein angegeben sein, also sah ich nach, zahlte ihr den Betrag aus, riss den

Schein durch und warf die Schnipsel in den Papierkorb zu meiner Linken. Die Transaktion lief stumm ab – Worte waren hier überflüssig.

Eine Schlange von Siegtickethaltern bildete sich vor mir.

Lucas Freundin Betsy kam und stellte sich links neben mich. Sie zahlte die Gewinne aus, von denen ich einen Teil für Wetten auf das nächste Rennen wieder entgegennahm. Luca blickte auf den Bildschirm und passte die Quoten auf unserer Anzeige den Wetten an, die ich entgegennahm, und auch denjenigen, die er über die Internet-Wettbörsen auf dem Computer hinter mir einging und ablegte. Das war eine Art Balanceakt – potentielle Gewinne und Verluste abgleichen und beides nach Möglichkeit im Rahmen halten.

Mein Nachname stand auf dem Schild, und durch meine Finger ging das Geld der Wetter, aber der eigentliche Buchmacher war bei uns Luca mit seinem Computer, der online wettete und unsere Quoten immer so auszurichten versuchte, dass sein Bildschirm unseren voraussichtlichen Gewinn mit über hundert Prozent bezifferte. Alles, was über hundert lag, die sogenannte »Overround«, stellte Gewinn dar, alles unter hundert bedeutete Verlust. Wir zielten immer auf etwa neun Prozent plus, und um dahin zu kommen, mussten die angenommenen Wetten im richtigen Verhältnis zu unseren Quoten stehen, die wir deshalb laufend anpassten. Da sich die Wetter jedoch nicht immer unseren Plänen fügten, half Luca durch Wetten und Ablegen im Internet nach.

Der Computer war zugleich unser bester Freund und unser schlimmster Feind. Wir gefielen uns in der Vorstellung, dass er unser Sklave sei, ein Sklave, der die ihm übertragenen

Aufgaben schneller und besser erledigte, als wir es selber konnten. Doch in Wirklichkeit war der Computer unser Herr und wir die Sklaven. Seine Analyse und die Zahlen auf dem Bildschirm bestimmten ganz klar unsere Entscheidungen. Technik statt Durchblick war jetzt der Abgott, dem wir dienten.

Der Tag nahm seinen Lauf. Über und unter dem Kragen wurde mir immer wärmer, als die Sonne durch den Wolkenschleier brach und vielgetippte, »kurz« stehende Sieger den Wettern einen tollen Tag bescherten, uns aber in die roten Zahlen drückten.

Ich musste meinen schweren Cutaway nicht unbedingt tragen, da sich unser Stand außerhalb der Royal Enclosure befand. Aber wir standen nah am Zaun, in hervorragender Position, und viele meiner Kunden trugen die begehrten Namensschilder derjenigen, die Zugang zum Allerheiligsten hatten. Außerdem war mein Großvater bei diesem Anlass immer festlich gekleidet gewesen, und seit ich achtzehn war, hatte er das auch von mir verlangt. Immerhin hatte er uns den Zylinder erlassen.

Um eine Zugangsberechtigung zur Royal Enclosure hatte ich mich nie bemüht, da es auf der anderen Seite des Zauns keine Buchmacherstände gab. Manchmal fragte ich mich allerdings, ob Buchmacher generell vom Zugang ausgeschlossen waren, wie ehedem Geschiedene.

Auch das fünfte Rennen gewann unter Riesenbeifall von den prall gefüllten Rängen ein Favorit. Ich seufzte vernehmlich.

»Halb so schlimm«, sagte mir Luca ins Ohr. »Das hab ich weitgehend gedeckt.«

»Gut«, sagte ich über meine Schulter hinweg.

Die Serie siegreicher Favoriten hatte uns gezwungen, die Quoten auf unserer Anzeige nach unten anzupassen. Wetter schauten immer nach den höchsten Quoten, weil die bei einem Sieg des gewetteten Pferdes höhere Gewinne bedeuteten. Mit niedrigen Quoten machten wir also weniger Umsatz. Selbst unsere Stammkunden gingen woandershin, wenn dort minimal bessere Quoten geboten wurden – Loyalität war Zockern fremd.

Der Mann in dem Leinenanzug stand immer noch fünf Meter entfernt und sah zu uns herüber.

»Halt mal die Stellung«, sagte ich zu Betsy. »Ich muss kurz pinkeln.«

»Okay«, sagte sie.

Ich ging zu dem Mann.

»Was wollen Sie eigentlich?«, fragte ich.

»Nichts«, verteidigte er sich. »Ich hab nur zugesehen.«

»Warum?«, fragte ich noch einmal.

»Nur so.«

»Dann könnten Sie doch auch jemand anderem zusehen«, sagte ich nachdrücklich.

»Ich tu doch keinem was«, jammerte er.

»Mag sein, aber es gefällt mir nicht«, sagte ich. »Also verschwinden Sie. Los.«

Ich ging an ihm vorbei zu den Toiletten unter der Tribüne.

Als ich wiederkam, war er weg.

»Danke«, sagte ich zu Betsy, als ich sie auf dem Podest wieder ablöste.

»Herrschaften«, rief ich den paar Leuten vor mir zu. »Wer

wagt eine Wette?« Ich sah auf die Anzeige: »Elf zu vier das Feld.«

Einige bissen an, aber es tat sich wenig. Da jedes Rennen aus unserer Sicht schlecht lief, war es vermutlich besser so. Hätten wir mehr Wetten angenommen, hätten wir nur noch mehr Verlust gemacht.

Da war es dann doch ein kleiner Trost, dass das letzte Rennen des Tages ein Zwanzig-zu-eins-Außenseiter gewann, weil der Favorit zu lange an den Rails eingekeilt gewesen war.

»Das hat uns den Tag gerettet«, sagte Luca mit einem breiten Grinsen.

»Dir den Job, meinst du.« Ich erwiderte sein Grinsen.

»Träum weiter«, sagte er nur.

Lieber nicht, dachte ich.

»Was haben wir denn eingenommen?«, fragte ich ihn.

In der guten alten Zeit hatte sich unser Erfolg leicht am Umfang des Geldscheinbündels in meiner Tasche ablesen lassen, aber heutzutage wollte unser Kontostand bei den Internetbörsen mit berücksichtigt sein.

»Minus fünfzehnhundertzweiundsechzig«, sagte er mit Gewissheit nach einem Blick auf den Computer.

»Könnte schlimmer sein«, meinte ich, obwohl ich mich nicht erinnern konnte, dass wir am ersten Tag in Royal Ascot jemals draufgezahlt hätten.

»Und ob!«, sagte er. »Wenn der Favorit im letzten Lauf gesiegt hätte, wären wir noch mal tausend losgewesen, aber mindestens.«

Ich zog die Brauen hoch, und er grinste. »Ich hab an den Börsen nicht so viel auf den Favoriten ablegen können, wie

ich wollte. Die verdammte Internetverbindung ist ausgefallen.«

»Nur bei uns oder bei allen?«, fragte ich ernst.

»Keine Ahnung«, antwortete er nachdenklich. »Ich hör mich mal um.«

Luca und ich fingen an, unsere Sachen zusammenzupacken, während Betsy noch den einen oder anderen Gewinn auszahlte. Die meisten Rennbahnbesucher strömten schon zu den Ausgängen, um nicht in den Stau zu kommen; zweifellos würden viele ihre Siegtickets vom letzten Rennen erst morgen einlösen.

Wir registrierten alle angenommenen Wetten per Computer, gewonnene wie verlorene, und ich wunderte mich immer wieder, wie viele Siegtickets nie eingelöst wurden. Einige gingen vielleicht verloren, und manchem angeheiterten Wetter war vielleicht nicht klar, dass er gewonnen hatte, jedenfalls gab es fast täglich zwei oder drei Siegwetten, die niemand zu Geld machte. Sie waren so etwas wie eine Zusatzprämie für uns. Auf die wir uns allerdings nie ganz verlassen konnten. Unsere Wettscheine verfielen nicht; gestern erst hatte ich einen solchen Schein vom letztjährigen Royal Ascot einlösen müssen. Vielleicht hatte er sich zwölf Monate tief in einer Cutawaytasche versteckt oder im Hutband eines Zylinders und still darauf gewartet, dass man ihn wiederfand und zu Bargeld machte.

Die Zuschauer waren größtenteils zu den Parkplätzen abgewandert, als wir unsere Ausrüstung endlich mehr oder weniger zusammengeräumt und auf den kleinen Handkarren verladen hatten, der uns während der Veranstaltungen als Computertisch diente. Der Buchmacherring war verlas-

sen bis auf die anderen Bookies, die wie wir zusammenpackten, ohne auf den Abfall ringsherum zu achten: weggeworfene Zeitungen, zerrissene Wettscheine, zerdrückte Kaffeebecher und halb gegessene Sandwiches.

»Lust auf ein Bier?«, fragte Luca, als ich einen Spanngurt über unsere Ausrüstung zog.

»Lust schon, aber ich kann nicht.« Ich sah zu ihm auf. »Ich muss zu Sophie.«

Er nickte verständnisvoll. »Dann ein andermal. Betsy und ich gönnen uns ein Glas, wenn's dir nichts ausmacht. Wir nehmen dann den Zug in die Stadt, weil wir noch auf die Party im Park wollen.«

»Gut«, sagte ich. »Tut das. Den Rest packe ich allein zusammen.«

»Kommst du zurecht?«, fragte er.

Er kannte die Antwort. Ich packte oft genug allein. Aber so ließ er mich wissen, dass er das nicht für ganz und gar selbstverständlich hielt.

Ich lächelte ihn an. »Kein Problem«, sagte ich und entließ die beiden mit einer Handbewegung. »Geht schon. Bis morgen früh dann. Gleiche Zeit wie immer.«

»Okay«, sagte Luca. »Danke.«

Luca und Betsy gingen gemeinsam davon und ließen mich allein neben dem mit einer Plane abgedeckten Karren zurück. Ich schaute ihnen nach, Betsy Hand in Hand mit ihrem Freund. Einmal blieben sie stehen und umarmten sich, ehe sie im Tribünenhaus verschwanden. Ein glückliches Pärchen auf dem Weg zur Bar im Musikpavillon, nahm ich an, wo nach den Rennen immer fröhlich gezecht wurde.

Ich seufzte.

Sicher war auch ich mal so glücklich gewesen. Aber das war lange her. Wo waren die schönen Zeiten nur geblieben? Hatte das Glück mich für immer verlassen?

Ich wischte mir mit dem Jackenärmel über die Stirn und dachte daran, wie herrlich jetzt ein kühles Bier wäre. Am liebsten hätte ich umdisponiert und mich den beiden angeschlossen, aber ich wusste, dass das mehr Ärger als sonst was nach sich gezogen hätte. So war es immer.

Ich seufzte noch einmal und lud die letzten Kartons mit unserer Ausrüstung auf den Karren, dann zurrte ich die restlichen Gurte über der grünen Plane fest. Ich packte den Griff und löste die Radbremse. Es stimmte zwar, dass ich den Karren alleine ziehen konnte, aber zu zweit war es einfacher, besonders die Betonrampe zur Tribünenpassage hinauf. Ich legte mich ins Zeug.

»Soll ich mit anfassen?«, rief eine Stimme von hinten.

Ich blieb stehen und drehte mich um. Es war der Mann im cremefarbenen Leinenanzug. Er lehnte etwa fünfzehn Meter entfernt an dem Metallzaun zwischen Buchmacherring und Royal Enclosure. Ich hatte ihn beim Zusammenpacken nicht bemerkt und fragte mich, wie lange er mich schon beobachtete.

»Wer sind Sie?«, rief ich ihm zu.

»Ich kannte Ihren Großvater«, meinte er nur wieder und kam auf mich zu.

»Das sagten Sie schon«, gab ich zurück.

Aber meinen Großvater hatten viele Leute gekannt, und kaum einer hatte ihn gemocht. Er war ein typisch streitlustiger Bookie gewesen, der Kunden und Kollegen mit fast der gleichen Geringschätzung behandelt hatte wie sie ihn. Viele

hätten ihn vielleicht als Original bezeichnet, schon weil er noch in einem Alter, wo andere in Rente gingen und die Füße hochlegten, bei jedem Wetter auf der Rennbahn stand und Wetten anbot. Ja, meinen Großvater kannten eine Menge Leute, aber er hatte herzlich wenig Freunde gehabt.

»Wann ist er gestorben?«, fragte der Mann und packte eine Seite des Wagengriffs.

Schweigend zogen wir den Karren die Rampe hinauf und blieben oben stehen. Ich wandte mich meinem Helfer zu und sah ihn an. Das Grau seiner Haare wurde durch die tiefe Bräune seines Gesichts noch hervorgehoben. Nach englischer Sonnenbräune sah mir das nicht aus.

»Vor sieben Jahren«, sagte ich.

»Und woran?«, fragte er. Ich hörte einen leichten Akzent in seiner Aussprache, konnte ihn aber nicht recht einordnen.

»An nichts Bestimmtem«, sagte ich. »Altersschwäche.« Und Dickköpfigkeit, dachte ich bei mir. Es war, als ginge er davon aus, dass die ihm zugemessenen Tage auf dieser Welt vorbei waren und es Zeit für den Eintritt in die nächste wurde. Er war an einem Freitag von der Rennbahn in Cheltenham nach Hause gekommen, hatte innerlich bereits offenbar abgeschaltet und war am Sonntagabend entschlafen. Der Pathologe, der ihn obduziert hatte, konnte nicht sagen, woran er gestorben war. Seine Organe hatten alle noch gut funktioniert, und er war bei klarem Verstand gewesen. Meiner Ansicht nach hatte er einfach tot sein wollen.

»So alt war er doch noch gar nicht«, sagte der Mann.

»Achtundsiebzig«, erwiderte ich. »Und zwei Tage.«

»Das ist kein Alter. Heutzutage nicht.«

»Ihm war es genug.«

Der Mann sah mich fragend an.

»Mein Großvater fand, dass seine Zeit abgelaufen war, und hat sich sterben gelegt.«

»Machen Sie Witze?«, fragte er.

»Nein. Das ist mein voller Ernst.«

»So ein blöder Hund«, sagte er wie zu sich selbst.

»Wie gut kannten Sie denn meinen Großvater?«, fragte ich ihn.

»Ich bin sein Sohn«, erwiderte er.

Ich starrte ihn mit offenem Mund an.

»Dann müssen Sie mein Onkel sein«, sagte ich.

»Nein.« Er starrte zurück. »Ich bin dein Vater.«